

# Warum fragst du so dumm? : Ein grammatisches Gespräch in drei Akten : (Schluss)

Autor(en): **Debrunner, U.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **1 (1945)**

Heft 10

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419979>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Sprachspiegel

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Weinmonat 1945

1. Jahrgang Nr. 10

29. Jahrgang der „Mitteilungen“

## Warum fragst du so dumm?

Ein grammatisches Gespräch in drei Akten von A. Debrunner  
(Schluß)

A. Besteht nicht auch eine Unsicherheit bei preisen? Aus der Luther-Bibel schwebt mir vor: Sie preiseten Gott und aus einem Lied: Gott sei gepreist. So spricht man heute nicht mehr; wir sagen: pries und gepriesen.

C. Ein ähnlicher Fall wie speisen! Auch preisen ist ein Lehnwort. Lateinisches pretium „der Preis, Wert“ ergibt altfranzösisches pris; daraus ist das mittelhochdeutsche prîs entnommen. Schon das Altfranzösische besaß die Ableitung preisier oder prîsier in der Bedeutung „hochschätzen“; im Anschluß daran hat das Mittelhochdeutsche um 1200 prîsen gebildet (eine direkte Übernahme von prîsier hätte etwa prîsieren ergeben müssen). Als Ableitung aus Preis muß aber preisen schwach konjugiert werden: preiste - gepreist. Und so war es am Anfang durchaus; bald aber kam durch Anschluß an weisen die starke Konjugation auf, und einige Jahrhunderte hindurch herrschte ein Schwanken bis in Klopstocks Zeit; schließlich setzte sich dann pries - gepriesen durch. Sie preiseten Gott schrieb Luther in der Tat (Luk. 5, 26); aber die revidierte Ausgabe schreibt priesen; entsprechend bei Luther: er wart von yderman gepreyset (Luk. 4, 15), aber in den neuen Luther-Bibeln: gepriesen. Gott, unser Vater, sei gepreist steht in einem Lied Gellerts und in einem andern: Dein

Name sei gepreist, beide Male im Reim auf Geist. Aber Goethe schreibt im Tasso (I, 1): Ferrara ward mit Rom und mit Florenz von meinem Vater viel gepriesen.

A. So zeigt sich auch hier die romantische Vorliebe für die starke Konjugation. Gespriesen - gepriesen - gehießen: dahin gehört gewiß auch das benieden, das man bei uns etwa antrifft; so las ich erst kürzlich in der Zeitschrift der Berner Studentenschaft, in der auch sonst die Jagd auf Sprachfehler recht ergiebig zu sein pflegt: wie oft habe ich meine ehemaligen Klassengenossen benieden! So weit bin ich durch unser Gespräch auch schon gekommen, daß ich mir sage: beneiden kommt von Neid, also beneidete - beneidet, nicht benied - benieden, wofür gewiß falscher Anschluß an das reimende meiden - mied - gemieden vorliegt.

C. Du hast recht; aber es ist eigentlich erstaunlich. Denn meiden steht mit seiner starken Bildung auf weiter Flur allein gegenüber den schwachen kleiden, ankreiden, verleiden, weiden. Warum haben diese das beneiden nicht in ihrer Gefolgschaft halten können? Wahrscheinlich deshalb, weil beneiden und meiden sich auch in der Bedeutung nahe stehen. Außerdem ist benieden mit seinem falschen Anschluß in salonfähiger Gesellschaft. Besinnt euch einmal, wie es bei euch zu Hause in der Küche einst hieß: d' Milch will scheide - oha! sie isch scho ...?

A. ... g'scheide - was macht me mit däre g'scheidene Milch? Dann wäre g'scheide älter als g'schide?

C. Allerdings! Ich brauche euch nur die frühern Formen zu nennen, dann wißt ihr, zu welcher Gruppe scheiden gehört: gotisch skaidan - skeskaid, althochdeutsch sceidan - sciad - gisceidan, mittelhochdeutsch scheiden - schied - gescheiden.

B. Also der gleiche Fall wie bei geheißten - gehießen: weil scheiden - schied mit meiden - mied reimte und sich auch in der Bedeutung mit ihm berührte (scheiden und meiden tut weh, sagt ja das Sprichwort!), wurde nach gemieden auch geschieden gesagt. Die geschiedene Frau ist also jünger als die gescheidene Milch - und die letztere ist in der Zeit der Milchmärkli auch seltener geworden, mag sie nun heute geschieden oder gescheiden heißen. Dafür haben die geschiedenen Frauen und Männer überhand genommen!

C. Die Gemeinsprache ist uns mit geschieden vorangegangen; sie kennt es schon im 14. Jahrhundert: es muß geschieden sein taucht schon früh auf. Bei uns ist, wie das Idiotikon sagt, noch heute in einigen Mundarten g'schide nur dann üblich, wenn von Ehescheidung die Rede ist; da hat sich das gemeinsprachliche Amtsdeutsch durchgesetzt. Übrigens hat sich die alte Form in dem Wort bescheiden allgemein erhalten: ein bescheidener Mensch ist ursprünglich einer, der sich vom Richter bescheiden läßt, der mit dem Bescheid, dem Entscheid zufrieden ist. Laß mich mein bescheiden Teil Speise dahinnehmen, übersetzt Luther in den Sprüchen Salomos (30, 8); wir müßten jetzt sagen: den mir beschiedenen Teil oder noch besser: den mir zugewiesenen. Bescheiden ist schon lange ein Eigenschaftswort geworden, bei dem man nicht mehr an das Verbum denkt, und daher hat es sich der magnetischen Anziehungskraft von meiden entziehen können.

A. Wie wär's jetzt endlich mit bringen?

C. Was würdet ihr als richtig betrachten?

A. Bringen - brachte - gebracht. Das ist offenbar wieder eine andere Art: Ablaut i - a und doch schwache Konjugation.

C. Findet ihr noch ähnliche Verben?

A. Mir fällt noch denken - dachte - gedacht ein.

C. Ja, und dazu kommt das zum Teil veraltete dünken - deuchte - gedeucht. Das sind die einzigen dieser Art. Der Ablaut ist aber bei denken und dünken nur scheinbar oder, wenn ihr wollt, erst nachträglich entstanden. Ursprünglich waren denken und dünken nur eine Abart der schwachen Verben: die Grundformen sind im Gotischen th an k j an - th â h t a - th â h t s. Um so sonderbarer steht das ganz vereinzelt bringen da, das schon im Gotischen bring an - br â h t a heißt. Aber schon im Althochdeutschen gibt es neben bringen - br â h t a - g i b r â h t vereinzelt ein br an g und häufiger ein br un g an. Woher diese Änderung kommt, ist unschwer zu erraten.

B. Natürlich von zwingen - zwang - gezwungen und mehreren Reimwörtern dazu wie springen, ringen, dringen, klingen, singen, schwingen.

C. Und diese waren außerdem durch die Gruppe binden - band - gebunden, finden - fand - gefunden usw. stark gestützt.

B. Da ist es gewiß begreiflich, daß das völlig vereinsamte bringen in den Bann der stärkeren Gesellschaft geraten ist.

C. Ein anderes Verbum auf =ingen ist ebenfalls dieser Anschlußpanik zum Opfer gefallen, nämlich dingen. Das Partizip gedungen ist uns noch halbwegs bekannt: man mag etwa noch von einem gedungenen Mörder lesen.

A. Aber das Imperfekt habe ich nie gehört; es müßte heißen: ich dang.

C. Das gibt's auch tatsächlich da und dort in der Literatur, und beim rückbezüglichen Verbum sich etwas ausbedingen werden wir nicht zögern, zu sagen: er bedang sich das aus, er hat es sich ausbedungen, der ausbedungene Lohn.

B. Aber daneben sagen wir doch auch: das ist nur bedingt richtig, wir reden von unbedingtem Gehorsam usw.

C. Also wieder ein großes Durcheinander! Suchen wir es zu entwirren! Dingen ist althochdeutsches *dingōn*, und dieses gibt sich durch sein =ōn als Ableitung aus dem Substantiv Ding zu erkennen, ist also ein schwaches Verbum: dingen - dingete - gedinget heißt es auch bis in die Neuzeit hinein, z. B. bei Luther: es hat uns niemand gedinget (Matth. 20, 7). Das Ding ist im germanischen Altertum die Volksversammlung oder die gerichtliche Zusammenkunft; die skandinavischen Völker brauchen das Wort noch heute so, und das Dritte Reich hat durch Anknüpfung an die altgermanische Heldenzeit das Wort wieder eingeführt und große Thingstätten für nationale Feiern unter freiem Himmel geschaffen. So bedeutet dingen ursprünglich „sich im Ding betätigen, auf dem Ding verhandeln, einen Vertrag schließen (zunächst vor dem Ding, dann auch sonst)“ und zuletzt einfach „jemanden vertraglich in seine Dienste nehmen“. Starke Konjugation (dang - gedungen) tritt erst im 17. Jahrhundert auf; aber da, wo wir stark an das Substantiv Bedingung denken, bleiben wir beim schwachen Partizip: bedingte Verurteilung ist eine an eine Bedingung geknüpfte, unbedingter Gehorsam einer, bei dem man keine Bedingungen stellt oder zuläßt. Wie unsicher wir beim einfachen Verbum dingen geworden sind, zeigt Duden, wenn er für die Vergangenheit *du dangst* und *du dingtest* zur Wahl stellt, für das Partizip *gedungen* und *gedingt*;

dem System zuliebe, das hier im Sprachgebrauch eine Lücke aufweist, fügt er auch den Konjunktiv der Vergangenheit bei: du dinge test oder dinge stest oder dänge stest oder - dänge stest!

A. Damit haben wir einen ganzen Musterkoffer von Sprachfehlern im Gebiet der Verbalformen ausgepackt, von Fehlern, die teils noch heute von einem geschärften Sprachgewissen als Fehler empfunden werden, teils aber sich durchgesetzt haben, also richtiger Sprachgebrauch sind. Es gibt also auch in der Sprache Moden, Modewechsel, Modekämpfe, Modenarren und Modehasser. Aber es wird wohl auch in den Sprachmoden ähnlich sein wie in den Kleider-, Eß-, Grußmoden usw.: die Freiheit, die sich der einzelne gestatten darf, hat ihre Grenzen.

B. Moden sind eben, in der Sprache wie sonst, gesellschaftliche (vornehm gesagt: soziologische) Formen, ohne die eine menschliche Gemeinschaft unmöglich ist.

C. Die Sprache ist aber eine Mode, eine gesellschaftliche Form besonderer Art. Wohl kann auch in Kleider- oder Grußmoden etwas vom menschlichen Geist, vom menschlichen Herzen zum Ausdruck kommen; aber nichts gibt die ganze Fülle des menschlichen Fühlens, Denkens und Wollens so allseitig, so vollkommen, so allgemein verständlich wieder wie die Sprache, eben in der Modiform, die jeweilen gerade eine Sprachgemeinschaft verbindet. Und wenn man demgegenüber geltend machen wollte, daß die Sprache nach einem geflügelten Wort dazu da sei, die Gedanken zu verbergen, und daß man ja die Sprache auch sehr ausgiebig zum Lügen gebrauchen könne, so ist zu sagen, daß ja eben das Lügen, die Verstellung mit zum Wesen des Menschen gehört, also auch hierin die Sprache das Wesen des Menschen offenbart. Wir wollen aber doch hoffen, daß das Lügen trotz aller Kriegs- und Parteipropaganda immer noch als verwerflich gelte und nicht zur Regel im menschlichen Gemeinschaftsleben geworden sei oder werde.

Darum ist es die Sprache wert, daß man immer wieder ihren Schicksalen im Großen und auch im Kleinen und Kleinsten nachgeht und sich in Zweifelsfällen im Großen und Kleinen klar zu werden sucht, wo man selber steht, welche Entwicklungen man fördern, welche bekämpfen soll. Das ist eine der Hauptaufgaben, wenn auch nicht die einzige, unsres Vereins und der Sprachvereine überhaupt.